

„Smolensk“: Botschaft sucht neues Kino

Mit ungewöhnlicher Schärfe hat der neue, von der rechtsgerichteten polnischen Regierung bestellte Botschafter in Deutschland, Andrzej Przystalski, die Entscheidung des Berliner Delphi-Kinos kommentiert, den umstrittenen Film „Smolensk“ entgegen ursprünglicher Einladung nicht zu zeigen. Zur Begründung des Kinos wegen Sicherheitsbedenken sagte Przystalski – laut dpa – im staatsnahen Sender TVP, es handle sich dabei offenbar um eine „momentane Obstruktion“. Und: „Ich denke nicht, dass irgendjemand sich in die Luft sprengen würde, weil dieser Film gezeigt wird“.

Wie am Wochenende berichtet, hatte die Botschaft bereits 800 Einladungen zur festlichen Deutschland-Premiere des Films am 7. November versandt. Der Spielfilm „Smolensk“ vertritt die zur polnischen Regierungslinie gewordenen Theorie, der Flugzeugabsturz, bei dem im April 2010 Staatspräsident Lech Kaczynski und 95 weitere Passagiere starben, sei Folge eines Attentats gewesen, hinter dem der russische Regierungschef Putin gestanden habe.

Unterdessen bemüht sich die polnische Botschaft weiterhin um einen Ausweichstandort. Entsprechende Gespräche seien im Gange, sagte deren Pressesprecher am Sonntag auf Anfrage. Auch wolle man den Film demnächst in Hamburg, München und Düsseldorf zeigen, wo Polen Generalkonsulate unterhalte. Orte und Termine stünden hier allerdings noch nicht fest. *jal*



Pyramide und Prominenz. Ausschnitt aus Rudolf Müllers Aquarell „Der protestantische Friedhof in Rom mit dem Grab von Julius August Walther von Goethe (1789-1830)“, entstanden etwa 1840. *Abb.: Katalog/Casa di Goethe*

Der Mann meiner Tante

David Zinman dirigiert beim DSO „Vanessa“

Die Atmosphäre ist düster und bedrückend, wie bei Ibsen oder Tschechow: In einem einsam gelegenen Landhaus, irgendwo im Norden Europas, wartet Vanessa seit 20 Jahren darauf, dass die Liebe ihres Lebens zurückkehrt, Anatol, ein verheirateter Mann, mit dem sie einst eine Affäre hatte. Doch statt seiner taucht an einem Winterabend dessen Sohn auf, der den Vornamen des verstorbenen Vaters trägt. Erst verführt und schwängert er Vanessas Tochter Erika, dann wendet er sich der Tante zu. Als Vanessa und Anatol ihre Verlobung bekannt geben, versucht Erika sich umzubringen, wird gerettet, doch verliert das ungeborene Kind. Anatol überredet Vanessa, mit ihm nach Paris zu ziehen, Erika bleibt alleine in der Einöde zurück.

1958 hat der US-Komponist Samuel Barber aus dem melodramatischen Stoff eine Oper gemacht – und dafür eine angemessene spätromantische Musiksprache gewählt. Die zwar schon bei der Uraufführung an der New Yorker Met musikalisch anachronistisch war, in sich aber absolut stimmig wirkt. Wie David Zinman jetzt mit dem Deutschen Sinfonie-Orchester in der Philharmonie beweisen konnte. Als Berliner Erstaufführung erklingt „Vanessa“ hier, in einem szenischen Arrangement (Regie: Andrea Dorf MacGray), bei dem die Solisten hinter den Musikern agieren.

Der Sound ist vital pulsierend, herb und expressiv

Das ist zum einen praktisch gedacht, weil so die vielen seitlich sitzenden Besucher den Darstellern nicht auf den Rücken schauen müssen. Hat zum anderen aber auch seine klangliche Logik: Denn eigentlich spielt das Orchester die Hauptrolle. Während Erin Wall als Titelheldin wie auch Virginia Verrez als Erika ganz in ihren verqueren Lebensentwurf-Kokons gefangen bleiben und Andrew Staples den Anatol undurchschaubar macht, weil er beiden Frauen gleich charmant begegnet, verraten die Instrumente stets die wahren Gefühle der Protagonisten.

Einen bittersüßen Sound entfaltet David Zinman mit dem hochmotivierten DSO, vital pulsierend, herb und expressiv zugleich, von faszinierendem, sinfonisch gearbeiteten Facettenreichtum. Wenn Barber effektvoller Extremsituationen auskomponiert, erinnert seine Tonsprache mal an Richard Strauss, mal an den italienischen Verismus, aber ohne je nach Imitat zu klingen. Es ist eine Romantik, die ihre Unschuld verloren hat und sich dessen bewusst ist. Gerade das aber macht sie spannend fürs Ohr. *FREDERIK HANSEN*

Schöner sterben

Verwünschenes Idyll: Die Casa di Goethe in Rom widmet dem Friedhof der protestantischen Ausländer eine exquisite Ausstellung

VON PETER VON BECKER

Es möchte einen in den Tod verliebt machen, an einem so schönen Ort begraben zu werden. Das schrieb der englische Poet Percy Bysshe Shelley, als im Februar 1821 sein ebenso berühmter Dichterfreund John Keats im Alter von nur 25 Jahren auf dem römischen Friedhof der protestantischen Ausländer begraben wurde.

Ein tröstlicher Gedanke, gerade in diesen Tagen, da kalendrisch wieder allerlei Totengedenken bevorsteht. Was Shelley freilich nicht ahnen konnte: dass er ein Jahr später, noch keine dreißig Jahre alt, schon selber sterben und weit von Keats sein steinernes Andenken finden würde. Shelley erkrankte an Nierenschwäche bei einer im Sturm endenden Segeltour vor der toskanischen Küste. Sein vier Tage später bereits leicht verwesenes Leichnam wurde am 12. Juli 1822 am Strand von Viareggio verbrannt, der anwesende Freund Lord Byron fand das so schauerlich, dass er lieber hinaus ins Meer schwamm, während ein anderer Zeuge Shelleys Herz (vielleicht auch Leber) stückweise aus den Flammen barg und dafür sorgte, dass 1823 ein Teil der Asche, wenn nicht auch das Herz, auf dem nämlich Friedhof in Rom noch beigesetzt wurde.

Jener „Cimitero acattolico“, wie er in der katholischen Welthauptstadt heißt, ist eine der stillen, gleichwohl grandiosen, graziösen Sehenswürdigkeiten Roms. Er liegt bei der knapp 40 Meter hohen, gerade mit dem Geld eines japanischen Sponsors hell herausgeputzten Pyramide des darin nach pharaonischem Vorbild im Jahr zwölf vor Christus bestatteten Volkstribuns Gaius Cestius. Die Pyramide grenzt direkt an die antike Stadtmauer, ebenso wie der sie umgebende, im 18. Jahrhundert auf einer Brache angelegte Friedhof, dessen stumme Bewohner als Nichtkatholiken früher nicht in innerstädtischer Erde ruhen durften.

Die Idylle an der Cestius-Pyramide gehört heute zum einstigen Arbeiterviertel Testaccio, das die dort aufgewachsene Schriftstellerin Elsa Morante in ihrem berühmten, auch verfilmten Roman „La Storia“ mit verewigt hat. 1716 fand Mistle William Arthur aus Edinburgh hier laut erster namentlicher Überlieferung seine letzte Ruhe. Damals waren die Begräbnisse der Nichtkatholiken, meist Ausländer und oft auf der Grand Tour in Rom von der Malaria oder Cholera dahingerafft, nur bei Dunkelheit gestattet. Diese nächtlichen Rituale im Fackelschein müssen fast geheimbündlerisch gewirkt haben, was sich schön erkennen lässt auf drei bislang noch nie ausgestellten Radierungen, die jetzt mit über 40 weiteren Ge-

mälden, Zeichnungen und Drucken in einer exquisiten Ausstellung der Casa di Goethe in der Via del Corso zu sehen sind. Eine der nächtlichen Szenen stammt von dem Schweizer Künstler Jacques Sablet, der auf einem anderen, frühromantischen Gemälde von 1791, „Römische Elegie“ benannt, zwei elegante Gentleman porträtiert, die nahe der Pyramide an einem marmornen Grabmal trauern, dabei auf ihre offenbar reichlich genetzten Schnupftücher schauen.

Nicholas Stanley-Price – von dem britischen Historiker stammt ein vor zwei Jahren auf Englisch veröffentlichtes Standardwerk über den „Non-Catholic Cemetery“ – hat nun die Ausstellung „Am Fuß der Py-

Memorial House (Piazza di Spagna 16). Hier hatte der tuberkulosekranke Keats im zweiten Stock seine letzten Monate verbracht, und im Sterbezimmer des Dichters und den Räumen davor ist ein stimmungsvolles kleines Museum eingerichtet worden, das unter anderem zahlreiche Originalhandschriften des Dichter-Triumvirats Keats, Shelley, Lord Byron zeigt.

Die schöne Ausstellung in der Casa di Goethe endet dagegen ganz undepressiv und farbenfroh expressiv mit Edvard Munchs Gemälde von 1927, das zwischen violetten Steinen und leuchtenden Zypressen dem Grab eines in Rom gestorbenen Onkels gilt. Munch hatte es aufge-

ANZEIGE

Tonträger
Leiser Lärm
03. & 04. November

Mehrling au Bar
Piaf, Aznavour und besondere Lieder
Katharine Mehrling & Band
08. – 20. November

Barb Jungr & John McDaniel
Come Together - Die Songs der Beatles
Nur am 14. November

Tickets 030. 8831582 // www.bar-jeder-vernunft.de

ramide. 300 Jahre Friedhof für Ausländer in Rom“ für die Casa di Goethe kuratiert. Und natürlich ist in den Räumen, die Goethe von 1786 bis 1788 bei seiner „Italienschen Reise“ zusammen mit dem Malerfreund Tischbein in Rom bewohnte, auch „Die Cestius Pyramide im Mondschein“ als kleine Federzeichnung von des Meisters Hand zu bewundern.

Goethe freilich scheute den Tod so sehr, dass er nicht einmal ans Sterbebett seiner Frau Christiane getreten ist. Dennoch hatte er sich in seiner siebten „Römischen Elegie“ den eigenen letzten Gang am Fuß der römischen Pyramide erträumt, allerdings mythologisch verbrämt und bitte erst „später“. Statt seiner ist Goethes an Trunksucht und Leberzirrhose bereits schwer erkrankter Sohn August zur letzten Reise nach Italien aufgebrochen und 1830 in Rom gestorben. Ohne Namen, nur mit der Grabinschrift „Goethe Filius“ liegt der damals 40-Jährige unweit von Shelley begraben.

Keinen Namen trägt auch John Keats Grab, dafür die vom sterbenden Dichter selbst gewählten Zeilen „here lies one whose name was writ in water“. Unbedingt empfehlenswert ist darum das nahe der Casa di Goethe direkt am Fuß der Spanischen Treppe gelegene Keats Shelley

sucht, als er in Italien den jüngsten Erfolg seiner großen Retrospektive in der Berliner Nationalgalerie feiern wollte. Der Onkel, ein Historiker, war schon 1864 mit einer Grabrede von Henrik Ibsen bestattet worden, und der Maler schrieb 1927: „Der Protestantische Friedhof ist der schönste, den ich je gesehen habe.“

Das könnte bis heute gelten. Inzwischen liegen dort etwa 4000 Menschen aus der ganzen Welt begraben, unter ihnen der Theater- und Opernbaumeister Gottfried Semper, zwei Söhne Wilhelm von Humboldts, der Maler Hans von Marées – aber in der Moderne auch der Autor Carlo Emilio Gadda oder der legendäre Gründer der Kommunistischen Partei Italiens. Auf seinem immer mit Blumen geschmückten Urnengrab steht nur „Cinera Antonio Gramsci“, dazu hat Pier Paolo Pasolini sein berühmtes Gedicht „Die Asche Gramscis“ geschrieben. So viel Geschichte am Fuß der Pyramide.

— „Am Fuße der Pyramide“, Casa di Goethe (Via del Corso 18) bis 13. November, der Katalog, auch deutsch, kostet 18 €. Cimitero acattolico (Metro-Station Pyramide) täglich geöffnet, Keats-Shelley-Haus (Piazza di Spagna 26) Mo-Sa (Infos: www.keats-shelley-house.org).

Minimalismus in Backstein

Der Wiederaufbau von Schinkels Bauakademie sollte schnell beginnen / Von Hans Kollhoff

Je näher die Fertigstellung des Humboldt-Forums rückt, desto dringlicher wird die Wiedererrichtung des Gebäudes der Bauakademie am Werderschen Markt. Erfreulicherweise vernimmt man nun gewichtige Stimmen, die den Wiederaufbau, der ja längst gesellschaftlicher und politischer Konsens ist, endlich einfordern. Doch man sollte Vorsicht walten lassen, um nicht mit allzu hochgesteckten Erwartungen wieder Zeit zu verlieren und um Jahre zurückgeworfen zu werden.

Die Bauakademie, ein Berliner Architekturmuseum, das war ja die ursprüngliche Vision, als man vor beinahe 20 Jahren zur Überzeugung kam, den Wiederaufbau erst auf der Grundlage eines klaren Nutzungskonzeptes bewerkstelligen zu können. Aus diesem Bestreben ging im Sommer 2002 die Ausstellung „Die Hand des Architekten“ im Alten Museum hervor, getragen und bestückt von den 14 Berliner Institutionen, die über architekturbezogene Sammlungen verfügen.

Ein Architekturmuseum, das war auch die ursprüngliche Idee des Gründungsleiters der „Internationalen Bauakademie Berlin“, Josef Paul Kleihues. Doch den Beteiligten dieser ersten Ausstellung wurde umgehend klar, dass ein Herauslösen der Architekturbestände aus den jeweiligen Sammlungen nicht infrage kommt, sondern mit der Bauakademie ein zentraler Ort geschaffen werden muss als Plattform der Präsentation, Forschung und Vermittlung von Architektur auf der Basis der reichen Berliner Sammlungsbestände und in intensiver Verknüpfung ihrer Institutionen untereinander.

Je länger man sich mit dem Gedanken befasste, desto charmanter erschien die Idee, mit der Bauakademie nicht noch ein Museum, sondern einen Ort der architektonischen Auseinandersetzung zu errichten. Der Zweck des eingetragenen Vereins der „Internationalen Bauakademie Berlin“, zu deren Mitgliedern nicht zuletzt diese Institutionen zählen, ist deshalb neben der materiellen und ideellen Förderung des Wiederaufbaus der Bauakademie die „Einrichtung eines Kompetenzzentrums zur Erforschung und Verbreitung von Erkenntnissen aus dem Bereich der europäischen und außereuropäischen Architektur, des innovativen Bauens und der Stadtentwicklung im internationalen Vergleich.“

Selbstverständlich ist damit auch der Anspruch verbunden, gesellschaftliches Interesse zu wecken, zunächst in Berlin selbst, für Fragestellungen der Architektur und des Bauens. Damit sind wir ganz bei Schinkel, der sich mit der stereotypen rhetorischen Frage „Wer wird nicht...?“ an den unvoreingenommenen Betrachter wendete und an die menschliche Empfindsamkeit. Schinkel, den nicht wenige vereinnahmen wollen für ihren Fortschritt, steht für das Aushalten der Zerreißprobe zwischen Zeitgeist und Metier, zwischen „Laissez Faire“ und Stadt, zwischen technischer Dynamik und Baukultur. Die Spannung wird nur aushalten, wer einerseits in seinem Metier verankert ist und andererseits ein Sensorium für gesellschaftliche Nuancen entwickelt.

Wir leiden ja heute nicht unter einem Mangel an Ideen, sondern unter dem Verlust professionellen Wissens, das sich auf Erfahrung stützt. Dem damit einhergehenden Risiko beizukommen durch eine Flut von Normen, Richtlinien und Gebrauchsanweisungen, die wiederum eine Vielzahl von Gutachtern, Sachverständigen und Beratern auf den Plan rufen, erweist sich zusehends als Sackgasse, weshalb wir uns nicht selten in der Situation des Zauberschuhes sehen, dem die Kräfte, die er rief, entglitten sind.

Wir verfolgen also ganz bewusst nicht nur eine kunstgeschichtliche Betrachtung der Architektur, die immer dazu neigt, auf das „fortschrittliche“ Neue hinauszuwollen, sondern auch eine gleichsam handwerkliche. Wenn auch das Bauen sich weitgehend industrieller Fertigung verdrängt, wird daraus doch ohne handwerkliches Denken keine Architektur. Als Schinkel aus England zurückkommt, wo er die Fabrikgebäude „ganz ohne Architektur“ gesehen hat, stellt er deshalb die Bauakademie hin als architektonisches Minimalprogramm. Schinkel holt den Backstein unter dem barocken

Putz hervor, brennt ihn präzise und fügt ihn sorgfältig. Damit wird er zum Vorbild der Architekten des frühen 20. Jahrhunderts, allen voran Mies van der Rohe, der sich Schinkels Lehre bewusst ist: Jedes seiner Häuser ist ein tektonisch gegliedertes Ganzes, aus natürlichen Materialien gefügt und von großem Atem.

Auch die Architektur folgt nicht geradewegs den Launen des Zeitgeistes, sie gerät hin und wieder ins Stocken, verläuft manchmal recht holprig, und es passiert sogar, dass sie sich an etwas längst ad acta Gelegtes erinnert, das zum Ausgangspunkt eines vollkommen neuen architektonischen Ideals wird, wie das in der Renaissance geschah und eben auch im frühen 19. Jahrhundert, der Zeit Schinkels. Bisweilen dem vermeintlich Fortschrittlichen zu misstrauen, könnte ein Anliegen der Bauakademie im Schinkelschen Geiste sein, mit scharfem Blick auf die Verhältnisse und großer Gelassenheit in Erwartung des geschichtlichen Urteils.

Die private Schule der Internationalen Bauakademie Berlin wäre ein Denkraum außerhalb des Hochschulbetriebes, der die Brücke zwischen Theorie und Praxis schlägt und dabei sich der Gesellschaft öffnet und in sie zurückwirkt. Wie zu Schinkels Zeiten könnte sich für diese Architekturschule jeder bewerben, ohne Rücksicht auf Alter und Herkunft. Entscheidende Voraussetzungen wären herausragende Begabung und brennendes Interesse. Die Absolventen erhalten am Ende des Studiums ein Zertifikat, das ihnen die Türen öffnet zu allen architekturbezogenen Aufgaben.

Erinnern wir uns an die Sommerschulen der späten siebziger Jahre, die eine kontroverse Architekturdebatte ausgelöst haben, um wenig später eine Fortsetzung zu finden in den frühen Projekten der Internationalen Bauausstellung Berlin (IBA). Weder aus der Bauverwaltung heraus noch aus den berufsständischen Verbänden und schon gar nicht aus den Hochschulen wäre eine solche Dynamik denkbar gewesen, die aus dem Konflikt zwischen architekturtheoretischer Selbstvergewisserung und städtebaulich-architektonischem Unvermögen hervorgegangen ist und daraus nicht nur einen kreativen Funken geschlagen hat, sondern architektonische und städtebauliche Resultate zutage gefördert hat, die weltweit mit größter Aufmerksamkeit zur Kenntnis genommen wurden und heute eine tragfähige Basis liefern für zukünftige Schritte. Die Zeit ist reif für eine Internationale Bauausstellung, und die Bauakademie wäre der prädestinierte Ort für etwas, was heute in Vergessenheit geraten ist, eine Gesprächskultur zu städtebaulichen und architektonischen Fragen.

Damit ist eine Programmatik umrissen, die den Schwerpunkt von einer musealen Ausrichtung verschiebt hin zu einer des Diskurses innerhalb des Metiers einerseits und im intensiven Austausch mit der Stadtgesellschaft zum anderen. Weder mit den rührenden Bauakademie-Weihnachtskalendern, die ein Förderverein jährlich verschickt, noch mit der Hoffnung, die Berliner Sammlungsbestände zur Architektur in einem Museum zu vereinen, wird man dem Ziel nahe kommen, die Bauakademie umgehend zu errichten und mit Leben zu füllen.

Das Land Berlin hat der Internationalen Bauakademie Berlin das Grundstück zur Verfügung gestellt, die mit dem Senat abgestimmte Planung liegt vor, der Bauantrag wurde genehmigt. Der Vertrag mit einem mäzenatischen Investor scheiterte bisher an Besonderheiten des europäischen Vergaberichts. Die Optionen liegen auf der Hand: Entweder das Land Berlin übernimmt die Finanzierung oder es ebnet einem Investor den Weg, das Gebäude der Bauakademie Karl Friedrich Schinkels auf der Basis seit Langem ausgehandelter Konditionen zu errichten.

— Hans Kollhoff ist Architekt und Präsident des Vereins Internationale Bauakademie Berlin.

NACHRICHT

Maler Otto Möhwald stirbt nach Autounfall

Der Maler Otto Möhwald ist bei einem Verkehrsunfall in Halle an der Saale tödlich verletzt worden. Nach Polizeiangaben erfasste ein Auto den 83-Jährigen am vergangenen Freitagabend in der Innenstadt. 1933 im böhmischen Riesengebirge geboren, war er nach der Vertreibung im Südharz gelandet. Ab 1950 stu-

dierte er am Institut für Künstlerische Werkgestaltung Burg Giebichenstein bei Halle. Ab 1991 war Möhwald dort Lehrbeauftragter für Malerei, 1995 erhielt er eine Professur für Malerei und leitete die Malklasse bis zu seiner Pensionierung 1999. 2011 erhielt Otto Möhwald den Halleschen Kunstpreis. Sein Enkelsohn ist der Schriftsteller Clemens Meyer („Als wir träumten“). *Tsp*